

ERNST WIECHERT IN DER SCHWEIZ (1948-1950)

Erinnerungen nach 40 Jahren
von Blanche Gaudenz, Uerikon

Ernst Wiechert ist nicht vergessen...

So fing der Artikel an, den ich zum 100jährigen Geburtstag des Dichters schrieb und der in der Zürichsee-Zeitung am 16. Mai 1987 erschien (siehe Seite 33). Am Sonntag, den 17. Mai, wurde in Stäfa von der Lesegesellschaft eine Feier veranstaltet, die einen viel größeren Zuspruch erhielt, als man erwarten konnte. Reden wurden gehalten, Musik gab die festliche Note, eine Fotoausstellung fand in der Bibliothek statt. In verschiedenen Städten Deutschlands wurden am 18. Mai und in den folgenden Tagen Lesungen und Gedächtnisreden gehalten, von vielen Seiten erhielt ich Zeitungsausschnitte und Berichte darüber. Ernst Wiechert wurde als Mensch und Dichter gewürdigt und seine Werke wieder näher gebracht.

Aber jetzt scheinen mir die einzelnen Besucher aus aller Welt wichtig, die noch den Weg zum Rütihof suchen, die wissen möchten, wie und wo Ernst Wiechert die zwei letzten Jahre seines Lebens verbracht hat. Viele Menschen fühlen sich durch seine Bücher noch mit ihm verbunden, es ist ihnen nicht gleichgültig, wie es ihm erging, nachdem er Deutschland verlassen hat.

Und darüber möchte ich heute schreiben. Denn 1949 ist unser Jahr mit Ernst Wiechert, das Jahr, in welchem wir ihn vom ersten Tag bis zum letzten begleitet haben, teilhatten an seinem Leben. Im "Großen Wald", ein Buch, das Ernst Wiechert Ursula Wartenweiler gewidmet hat, schreibt er selbst, als er zum letzten Mal mit seinem Vater durch die Wälder seiner Heimat fährt und nach langer Abwesenheit jeden Baum, jeden Pfad wieder erkennt: "Was sind 40 Jahre für die Erinnerung der Liebe?"

Und so ergeht es mir heute. Was sind 40 Jahre für die Erinnerung der Liebe? Alles ist noch so lebendig, wie wenn es gestern gewesen wäre.

Das Jahr fing zwar für mich etwas früher an als das Jahr des Kalenders, denn am 6. Dezember 1948 kam Ernst Wiechert in die zahnärztliche Praxis meines Mannes. Die gute Frau Schärer aus Stäfa (so pflegte der Dichter sie zu nennen, denn sie hat viel für ihn getan) kannte unsere Freude an seinen Büchern und hatte ihn zu uns gewiesen.

Darf ich hier sagen, daß mein Mann ein sehr guter Diagnostiker war und sofort erkannte, daß Ernst Wiechert an einer unheilbaren Krankheit litt und kaum mehr als ein Jahr noch leben würde? Er versprach ihm, jederzeit für ihn da zu sein, wenn er ihn brauchen sollte.

Nach der Behandlung kam Ernst Wiechert in unsere kleine Terrassenwohnung unter dem Dach zu einer Tasse Tee, sah seine Bücher an der Wand ... und ich sah ihn ... als wäre er aus seinen Büchern gestiegen. Ich muss es gestehen, ich wurde von der ersten Minute an von einer großen Liebe zu ihm erfüllt. Er sprach wie er schreibt, leise, jedes Wort voller Bedeutung. Seine Augen waren gütig und fröhlich zugleich, und dahinter lag doch eine leise Traurigkeit, "la grande tristesse qui durera toujours", wie er mir später schrieb. Wie konnte es anders sein, nach alledem was er erlebt hatte? Ein Schäfchen aus Ton brachte er mir an diesem Nachmittag - ein kleines Geschenk zum Samichlaus -, ein Überzähliges aus der Weihnachtskrippe, an welcher er arbeitete. Der Bildhauer Werner Kunz aus Zürich erzählt in einem Artikel, wie er dazu kam, für Ernst Wiechert Schäfchen und Krippenfiguren zu machen, und wie er später, beschämt und beglückt, sämtliche Bücher Wiecherts als Geschenk erhielt. "Für diese übervolle Gabe war ich ihm zeitlebens dankbar", schreibt er.

Im Januar wurden wir zu einer Lesung der kurz vorher geschriebenen Erzählung "Die Mutter" auf den Rütihof eingeladen. Über diesen unvergesslichen Abend habe ich in meinem Artikel geschrieben. Bei einem nächsten Besuch auf dem Rütihof wurden wir von der eigenartigen Anziehung dieses Ortes so angetan, daß wir unverzüglich anfangen, Boden für ein Haus in der Nähe zu suchen. Nach manchem Hin und Her fanden wir, einige Minuten vom Rütihof entfernt, den für uns geeigneten Platz, bauten unser Haus, zogen aber erst im Herbst 1950 ein. Ernst Wiechert war schon tot.

Bevor ich über sein Leben auf dem Rütihof schreibe, ist es unerlässlich, den Weg zu kennen, der ihn zu uns geführt hat. 1933 und 1935 hielt Ernst Wiechert seine beiden aufrüttelnden Reden vor der Münchner Studentenschaft, mit denen er in den Herzen aller Geknechteten zündenden Widerhall erweckte. Seine mutige Entschlossenheit erregte den Argwohn der Machthaber des Dritten Reiches, die ihn von da ab von der Gestapo beschatten Hessen. Ernst Wiechert, der in früheren Jahren zu Vorlesungen aus eigenen Werken Schweden, Norwegen, Dänemark, Frankreich, die Schweiz und Österreich besucht hatte, bekam nun ein Auslandsreiseverbot. Trotzdem Hess er sich nicht mundtot machen. Die Stimme seines Gewissens rief um so lauter das eigene Volk. Im Februar 1938 protestierte er öffentlich gegen die Behandlung Niemöllers. Die "Geduld" der Gestapo war damit erschöpft. Himmlers SS verhaftete den Dichter und sperrte ihn in die Folterhölle des Konzentrationslagers Buchenwald. Als er im Herbst 1938 wieder entlassen wurde, erklärte ihm Goebbels mit eiskaltem Hass: "Wir wissen, daß Ihr Einfluss auf die Jugend groß und gefährlich ist. Sollten Sie noch ein einziges Wort gegen unseren Staat sprechen oder schreiben, so werden Sie noch einmal ins Lager kommen. Und zwar auf Lebenszeit und mit dem Ziel Ihrer physischen Vernichtung."

Ernst Wiechert war krank, als er aus dem Lager zurückkam, und in seiner Seele sah es dunkel aus. Es gab auch keine Verbindung mit der Außenwelt, die nicht beobachtet und belauert wurde. "Aber auf irgendeine Weise", schreibt er in 'Jahre und Zeiten', "musste ich dieses vergangene Jahr von meiner Seele wälzen. Es lag dort wie ein Stein auf einer Grabkammer, und ich wollte doch auferstehen. Für die Niederschrift des Totenwald-Berichtes wollte ich noch ein Jahr vorübergehen lassen. Noch war ich zu verwundet und wund, als daß ich es gleich hätte tun können. Zwar hatte Nietzsche verlangt, daß man mit Blut schreibe, aber von dieser Art Blut hat er noch nichts gewusst.

Das 'einfache Leben' aber konnte ich schreiben. Vielleicht war der erste Umriss schon in den schlaflosen Lagernächten entstanden, als eine Rettung, die einzige, die es gab. Und nun verdichtete es sich und nahm langsam seine Gestalt an. Für die anderen war es ein Buch wie andere Bücher, nur noch stiller, noch innerlicher, und ich wusste damals noch nicht, welch ein Trost es für Unzählige werden würde. Für mich aber, als ich es schrieb, war es mehr.

Es war 'mein' Buch, das einzige meiner Bücher vielleicht, das ganz mein war. Es war nicht nur die Flucht vor den Eumeniden, es war der Sieg über sie. Es war ein Traumbuch, in dem ich mich mit Flügeln über diese grauenvolle Erde hinaushob. Mit ihm spülte ich mir von der Seele, was sie beschmutzt, befleckt, erniedrigt, entwürdigt und zu Tode gequält hatte. Mit ihm gingen die Schatten und die Toten fort, nicht in das wesenlose Nichts, sondern in ein beglänzt Land der Erinnerung und der Verklärung. Mit ihm baute ich noch einmal eine Welt auf, nachdem die irdische mir zusammengebrochen oder schrecklich entstellt worden war. Nicht eine wirkliche, aber eine mögliche, und jede mögliche Welt ist auch eine wahre Welt. Ich umfing alles mit Liebe, auch das Unvollkommene, das Irrende, das Verkehrte. Aus dem Abgrund des Haßes zurückgekehrt, verströmte ich, was ich an Liebe nur besaß. Es war mir, als müsste ich nicht nur mich, sondern auch das Bild meines Volkes retten.

Und diese Liebe war es wohl, die dem Buch solch eine Liebe gewonnen hat. Nicht nur das Traumland, die Insel der Seligen, die inmitten einer furchtbaren Welt und Zeit errichtet wurde und sich aus dem braunen Wasser hob. Nicht nur das Asyl, das unverletzliche, unantastbare, in das man sich flüchten konnte aus der Welt der Lautsprecher, der Umzüge, der Denunzianten, des Stacheldrahtes.

Sondern daß die Liebe darüber gebreitet war, das aus der Welt Verschwundene und durch einen finsternen Hass ersetzte. Daß auch dort Verstrickung und Schuld war, Leiden, Entsagen und Tod, aber auch sie waren wie von einem jenseitigen Licht beglänzt. Sie schmerzten nicht mehr, sie waren schon überwunden. Sie waren schon verklärt."

Keines der Bücher Ernst Wiecherts hat eine solche Tröstung der Menschenherzen erreicht wie das "einfache Leben". Und es war nicht eine vergängliche Tröstung, sondern sie hat alle dunklen Jahre überstanden, Schlachtfelder und Kerker, Vertriebenensein und die langen Nächte in den Kellern der Städte. Für kein Buch hat er so viele und so ergreifende Zeugnisse des Dankes erhalten. Es waren nicht Zeugnisse der "Mode", sondern des tiefsten Herzens, der Aufrichtung, der Gewissheit. Und selbst die Nichtleidenden oder die von ferne Leidenden, jenseits der Grenzen, bewahrten es in ihren Herzen, und mit dem Buch den Dichter.

Die Liebe wurde Ernst Wiechert vergolten, die er an dieses Buch gewendet hatte. Mit den "Märchen" ist ihm das später noch einmal gelungen. Wie immer nur das gelingt, woran wir das ganze Herz geben.

Ernst Wiechert nennt es das "lächelnde Spiel" des Schicksals, daß das "einfache Leben" 1939 erscheinen konnte, denn Druck und Verbreitung beruhten auf einem "Irrtum". Das Propaganda-Ministerium hatte es genehmigt, weil der Referent es für ein "positives" Buch hielt, und als der "Irrtum" entdeckt wurde, war es schon zu spät. Sein Verleger Fischer hat es ihm mit Vergnügen erzählt.

Dann aber folgte das siebenjährige Schweigen.

Im zweiten Kriegsmonat schreibt Ernst Wiechert den Bericht über den Totenwald nieder und vergräbt ihn nachts im Garten zwischen Johannisbeer-Büschen. Er liegt sechs Jahre in der Erde, und als er ihn wieder herausnimmt, ist er noch leserlich, nur daß die Schriftreihen verwischt sind wie von Tränenspuren.

Darüber schreibt Ernst Wiechert in "Jahre und Zeiten": "Was über die Zeit meiner Haft zu sagen ist, habe ich im 'Totenwald' gesagt, und dort kann es nachgelesen werden. Ich habe es dort ohne Hass gesagt, und so ist es in meinem Herzen geblieben. Zu dem aber, was damals war und mit mir geschah, will ich hier nur sagen, daß ich es hinnehme und daß ich es segne, wie ich alles Schicksal zu segnen versuche. Nicht nur, daß es den Kreis meines Lebens auf eine ungeheure Weise erweitert hat. Nicht nur, daß es mir die Liebe so vieler Menschen eingetragen hat, der reinsten und edelsten, die ich kenne. Sondern es hat auch die Welt meines Herzens auf eine Weise vertieft, wie es eben nur dem letzten Leiden gelingen kann. Dem, was an der Grenze des zu Ertragenden steht und doch noch ertragen wird."

Und dann beginnt Ernst Wiechert den ersten Band der "Jeromin-Kinder". Es ist schon ein Abschied von der Heimat, denn er weiß, daß sie verloren sein wird. Die "Jeromin-Kinder" kamen in den Blechkasten zum "Totenwald", um hier auf ihre Auferstehung zu warten. Nicht nur das Gedruckte, sondern auch das Geschriebene hat seinen Wert, vielleicht noch einen größeren in verstörten Zeiten.

Nach den "Jeromin-Kindern" zog sich Ernst Wiechert noch einmal in eine abseitige und abgewendete Welt zurück, in die Welt der Träume. Träume hatten ihm immer viel bedeutet, und ein Jahr lang schrieb er seine Träume auf. Die Nachtseite des Lebens trug nicht nur einen tiefen Zauber in sich, sondern in ihr waren auch Erkenntnisse verborgen. Das "Jahr der Träume" kam auch in die Erde, wurde aber später nicht veröffentlicht, denn "Wer uns hasst, braucht keine Bestätigung durch ein Traumbuch, und wer uns liebt, braucht sie noch viel weniger".

Dunkel und voller Ungewissheit waren die Nächte des Krieges. Lange Jahre des Wartens, der Angst, des Leidens. "Manchmal gingen wir in den Wald, meistens in den Garten, niemals in den Keller. Unter der Erde wollten wir nicht sterben. Viel Tapferkeit ist in diesen Monaten und Jahren aufgebracht worden, von Frauen noch mehr als von Männern, und kein Menschenherz kann das Leid ermessen, das damals über unsere Erde gegangen ist. Und manchmal stand ich im Garten vor den Johannisbeer-Büschen und versuchte zu erraten, ob meine Bücher auch einmal Frucht tragen würden. Aber ich wusste es nicht, und da ich es nicht wusste, begann ich an meine Märchen zu denken. Je mehr die Zeit fortschritt und je dunkler sie wurde, desto mehr verlangte es mir darnach, dieses Buch zu schreiben. Nicht als eine Häufung bunter Gestalten und Ereignisse, sondern als die Tröstung einer ursprünglichen Welt, einer Welt der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe" (Jahre und Zeiten).

Der Krieg ging zu Ende. Die Amerikaner waren gekommen und hatten sich dem Dichter als Freunde erwiesen. "Ja, Großes geschah, auch für mich, als ich nach sieben Jahren der Verlassenheit wieder vor den Menschen stehen und zu ihnen sprechen konnte. Und noch Größeres, als ich im Januar 1947 zum ersten Mal nach zehn Jahren wieder eine Grenze überschreiten durfte, und in meinem Herzen war es doch niemals eine Grenze gewesen. Schönheit und Friede lag über dieser Welt, und die Menschen waren nicht von den Dämonen gezeichnet worden wie bei uns. Sie waren unzerstörte Gesichter, und in einer zerstörten Welt war das viel, und es ergriff mein Herz mehr als alles andere. Und daß diese Menschen mir Liebe schenkten, als wäre ich einer der Ihrigen.

Ich bin dann im Juni desselben Jahres noch einmal in die Schweiz gefahren zum Internationalen PEN-Club-Kongress in Zürich. Ich habe mit Menschen aus vielen Ländern gesprochen, habe Freundschaft von ihnen erfahren und den Schlag jenes Herzens vernommen, der uns in der Tiefe der Knechtschaft nicht mehr erreicht. Ich habe das Herz der Welt schlagen hören, und eine wunderbare Leichtigkeit hat mich damals erfüllt und getragen. Mir war, als ginge ich nicht mehr mühsam und gefährdet über eine unsichere Erde, sondern als trüge sie mich wie im Spiel. Als sei das Sichere der Kindheit wiedergekehrt, als der nächste Tag noch so gewiss gewesen war wie der eben zu Ende gelebte. Und als sei die Freiheit wieder da, die solange erstorbene, und stehe schützend um jeden Schritt und um jedes Wort."

Und es kam der Juniabend, an dem Ernst Wiechert auf der Höhe zwischen Üriikon und Stäfa stand, sich umblickte in der Schönheit und dem Frieden der Landschaft - von der Albert Schweitzer gesagt hat, sie sei die schönste, die er auf dieser Erde kenne - und zu denen, die ihn geführt hatten, sagte, dies sei der erste und einzige Raum in der Schweiz, in dem er leben möchte.

"Es war nun eine der schwersten Entscheidungen meines Lebens, vor der ich stand. Denn meine Frau, so sehr sie verstand und billigte, was ich wollte, war doch von ihrem ersten Entschluss wieder abgekommen, mit mir zu gehen. Es schien ihr, daß sie Kind und Enkelkind nicht verlassen dürfe, und nicht alle diejenigen, denen sie helfen konnte. Wahrscheinlich war mehr Tapferkeit und Ungebeugtheit in ihr, als ich sie besaß, aber sie hatte wohl auch nicht zu bewahren und zu erhalten, was mir aufgetragen schien. Manchmal war es, als sei es sinnlos, nun am Ende des Lebens alle äußere Gemeinschaft zu lösen und ganz allein in der Fremde zu sein, und doch war mein Herz nun ruhig geworden, und tief in seinem Innersten fühlte es, daß es recht sei, was ich tat. Und so berührte mich auch das nicht mehr, was in der Öffentlichkeit davon gesprochen wurde. Einmal gibt es wohl die Stunde, in der alles Öffentliche, alle Meinungen und Urteile, Lobpreisungen und Verdammungen nur wie eine fremde Sprache erscheinen, etwas, mit dem wir nichts mehr zu tun haben, weil wir uns allein mit unsren Herzen besprechen. Die letzte Verantwortung teilen wir mit niemandem mehr, und die letzte Rechtfertigung haben wir nur mit uns abzumachen" (Jahre und Zeiten).

Im September kam Ernst Wiechert wieder in die Schweiz. Die Lesegesellschaft von Stäfa hatte ihn eingeladen, die Goethe-Rede zu halten zur Feier der 150 Jahre des großen Dichters, der einmal gesagt hatte: "Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist, nun geh' mir's, wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort." (Goethe verweilte 1787 in Stäfa). Der Abend war warm, die große Kirche übervoll. Wie war es Ernst Wiechert selber zumute?

"... als die Glocken die Feier einzuläuten begannen und ihre ehernen Stimmen den ganzen Himmelsraum erfüllten, als ich mir des Glückes bewusst wurde, daß ich nun an dieser doppelt geheiligten Stätte von dem Leben und Sein dessen würde sprechen dürfen, der die Prüfungen meines Lebens mit seinem großen Vorbild durchleuchtet hatte, da war in meinem Herzen schon der große Friede, nach dem ich alle diese dunkle Zeit getrachtet hatte. Die Zeit der Gewalt und die Zeit meines ganzen Lebens hindurch, und ich war schon behütet und geborgen, ehe ich im Behüteten und im Geborgenen war, weil mein Herz nun seiner Entscheidung sicher war und nicht mehr zu zweifeln brauchte."

Bevor Ernst Wiechert das Land wieder verließ, hatte er den Raum schon gesehen, in dem er leben würde. Seine große Einsamkeit, das Einfache des niedrigen Hauses und der Scheune, die Mauer, an der die Trauben reiften, die große, mit sich färbenden Bäumen bestandene Wiese, und den Blick von dort hinaus auf den See und die schneegekrönten Berge.

Es ist ein Glück ohnegleichen, daß gerade dies Haus für ihn gefunden wurde, daß es da war, bereit ihn zu empfangen und ihm zu geben, was er brauchte. Es ist, als hätte das Schicksal, lang bevor die Beteiligten etwas davon wussten, die Fäden schon gesponnen, alles schon vorgesehen und vorbereitet. Wer könnte daran zweifeln, daß die Liebe, die Ernst Wiechert seinem "einfachen Leben" und den "Märchen" gab, dies alles bewirkt hat?

Im Winter erwarben Freunde den Hof für ihn, daß er dort bis zu seinem Ende leben und sich "still zu Tode dichten könne". "Und als ich auf meiner nächsten Reise in die Schweiz die Silvesterglocken über dem See hörte, fiel der Schnee schon leise auf das Dach, das mich einmal bergen würde vor der Unruhe der Welt. Noch einmal empfing das Land mich voller Liebe, das mir nun Heimat werden sollte, und keine Vortragsreise war mir so schön wie

diese, in der die Herzen der Menschen mir aufgeschlossen waren und in der ich in diese Herzen hineinsprechen durfte, was mich bewegte. Alle Behörden halfen mit Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, und zu Beginn des neuen Jahres hielt ich das Dokument in der Hand, das mir das dauernde Wohnrecht in der Gemeinde gewährte, deren Glocken ich erst ein paar Monate zuvor unter dem Sternenhimmel vernommen hatte."

Einige Monate blieben ihm doch daheim, um sein Haus zu bestellen und um Abschied von allen zu nehmen. Viele Verse drangen sich auf in dieser letzten Zeit, zum Teil schon vom Rütihof, die meisten aber über sein Land, seinen Garten, seine Blumen und über den Aufbruch. Sie sind in dem Bändlein "Die letzten Lieder" zu finden. Er sah noch die erste Rosenknospe, und tief im Wald die Himbeeren blühen und die Vögel in ihre Nester zurückkehren. Und dann war der Tag des Abschieds da.

*"Ich gehe, und ihr sollt mich gehen lassen,
was ich bestellen konnte, ist bestellt.
Noch einmal sollt ihr meine Hände fassen,
dann bin ich wie der Stern, der euch entfällt."*

Wie oft habe ich gedacht und empfunden, nachdem ich Ernst Wiechert kennen gelernt habe, daß er wie ein Stern zu uns gefallen war. Wir hatten seine Bücher gelesen, sie bedeuteten uns viel. Hatten wir je früher den Wunsch empfunden, einen Autor zu kennen, weil seine Bücher uns gefielen? Bei Ernst Wiechert war es anders. Das "einfache Leben" hatte unser Herz gewonnen. Wir verfolgten durch den ganzen Krieg jede Nachricht über ihn. Der "Totenwald" traf uns, wie wenn wir selber dort gewesen wären, die "Märchen" Hessen uns nicht los, sie waren wie eine Botschaft, die man nicht missverstehen darf. Und dann war er da. Und mit ihm sein ganzes Leben, seine Vergangenheit, seine ferne Heimat, seine Kindheit, seine Ehe. Wir hatten "Wälder und Menschen" und "Jahre und Zeiten" gelesen und die tiefen Eindrücke zu seinem Bild gelegt:

"Ich hatte das Glück, daß zu Beginn meines Lebens nur große Dinge um mich standen und daß sie große Schatten warfen. Nicht ein Hinterhaus, eine Mietwohnung, eine gepflasterte Erde. Sondern daß der Wald da war, ein großer Wald, große Wolken an einem großen Himmel, und es war etwas wie Unendlichkeit darin. Und so war es mit den Gütern der Seele. Es waren Mär-

chen da, Geschichten und Gesichter, und es war die Bibel da. Es war nichts Kleines da, keine Zeitung, kein Lautsprecher, kein Geschwätz. Der 'liebe Gott' ging noch durch den Wald, ganz allein, und seine Fußspuren leuchteten. Und ringsum waren die Tiere, wie 'am Anfang'."

..."Ich habe mit meiner Frau schwere Zeiten durchlebt und zusammen getragen und in diesem Buch doch wenig von ihr gesprochen. Aber die Welt darf wissen, daß ich einen Menschen gewann, der von einer völligen Reinheit des Herzens, von einer Unbestechlichkeit des Urteils und von einer ganz und gar rücksichtslosen Wahrhaftigkeit war. Der die große Tapferkeit und die große Güte des Herzens hatte, die so selten beisammen sind, und den Frieden, in dem ich immer wieder ausruhen konnte."

Wir waren voller Ehrfurcht, und auch in dem Jahr, das ich unser Jahr mit Ernst Wiechert nannte, Hessen wir nichts Kleinliches hinein. Wir respektierten seine Einsamkeit, die er gewählt hatte und die er brauchte. Wir waren da für ihn, nicht oft aber auf dem Rütihof. Wir nahmen teil an seinem Leben, blieben aber am Rande. Dafür wurde jede Stunde mit ihm zu einer Sternstunde.

Es war im März, als Ernst Wiechert mich bat, ihn zu einem Konzert seines Freundes Wilhelm Kempff in Zürich zu begleiten. Von ihm war der schöne Flügel im großen Raum im Rütihof, und er fühlte sich ihm sehr verbunden. Da ich keinen Wagen besaß, anbot sich Ulrich Gut, Sohn des bekannten Chefredaktors und Besitzers der Zürichsee-Zeitung in Stäfa, uns zu fahren. Selber ein guter Violonist, freute er sich auf das Konzert. Für mich war es ein besonderes Erlebnis, und glücklich und stolz saß ich im Konzertsaal neben Ernst Wiechert. Ich war damals 33 Jahre alt, er 62. Das Spiel Wilhelm Kempffs war kraftvoll, sehr virtuos und dominierend, Beethoven entsprach seiner Natur. Sein Kopf erinnerte mich an den eines Löwen, feurig, glühend.

1975 traf ich Wilhelm Kempff wieder bei der Feier, die in Wolfratshausen in Deutschland anlässlich des 25. Todestages Ernst Wiecherts veranstaltet wurde. Professor Gerhard Kamin aus Eutin hatte mich eingeladen. Nach dem Besuch des Hauses Wiecherts und einer Gedenkstunde in der kleinen Kirche von Degerndorf, welcher Ernst Wiechert nach dem Krieg von der Schweiz aus zwei Glocken geschenkt hatte und wo im kleinen Friedhof das Grab Lilje Wiecherts liegt, spielte Wilhelm Kempff für die geladenen Gäste

im Rathaus von Wolfratshausen. Welch ein Wandel! Behutsam und innig war sein Spiel geworden, durchgeistigt und vollkommen. Zu Tisch nachher hatte ich das Glück, neben ihm zu sitzen, und er sagte mir, wie sein Wunsch mit jedem Jahr größer werde, einfach zu spielen, ganz einfach, denn im Einfachen liege das Große, auch in der Musik. Selber war er mit seinen weißen Haaren, dem feinen Gesicht und den leuchtenden, gütigen Augen ganz Milde geworden.

Aber kehren wir zu dem Konzert in Zürich zurück! In der Pause ging ich mit Ernst Wiechert aus dem Saal ... und sah eine Dame die Treppe hinunterkommen auf uns zu, hübsch und sehr fein in ihrem silbergrauen Pelzmantel: Lilje Wiechert! Wie gut der Name zu ihr passte ... den er ihr gegeben hat. Ob es eine Überraschung war oder ob er wusste, daß sie zu dem Konzert aus Deutschland kommen würde, habe ich vergessen. Ich stand unter dem großen Eindruck, den sie auf mich machte. Plötzlich war die ganze Welt verwandelt. Ernst Wiechert fuhr mit ihr in ihrem Wagen zum Rütihof zurück. Zwei Tage später kam sein Anruf: "Ob es möglich sei, daß ich zum Tee hinaufkomme?" Ich kam ... und stellte fest, daß ich Lilje Wiechert sehr mochte.

Wie schön wurde dieser erste Frühling auf dem Rütihof! Ich erinnere mich eines strahlenden Morgens, an welchem ich spontan meine kleine 4jährige Tochter auf das Fahrrad packte und zu Ernst Wiechert hinauffuhr. Wir saßen im Sonnenschein auf der Schwelle vor dem großen Raum. Die grüne Wiese vor uns, die blühenden Apfelbäume vor dem blauen Himmel, den glitzernden See und die weißen Berge in der Ferne. In seinem großen Blumenbeet blühten zwei wunderschöne Leinblumenstauden, wie so schöne ich noch nie gesehen hatte. Hunderte von blauen Blümlein strahlten Freude und Frieden aus. Ja, Ernst Wiechert war glücklich auf seiner Trauminsel. Alles, was er sich gewünscht hatte, wurde Wirklichkeit. Und er liebte es zu wiederholen, daß wohl alles Schwere und Dunkle in seinem Leben nötig gewesen war, damit er dies erleben dürfe.

Das schöne Gedicht aus den "letzten Liedern" spricht von seinem Alltag.

Rütihof Am Morgen

*So das Tagwerk zu beginnen:
Blumen säen im Morgenlicht
und am ersten Verse sinnen,
der dir schon im Herzen spricht.*

*Raupen von den Blättern heben,
sitzen auf des Brunnens Rand,
träumend stehn vor deinen Reben
wie ein Kind im Kinderland.*

*Sonne über See und Garten,
Vogel, der vom Walde singt,
und das stille, bange Warten,
ob auch dir ein Lied gelingt.*

*Und dann, horch! vom Wiesenraine
Kinderruf, der dir nur gilt
und dein Herz im Morgenscheine,
das von Dank dir überquillt.*

An einem Abend im Mai sprach Ernst Wiechert zu den Theologiestudenten der Universität Zürich im schönen alten Ritterhaus in Üriikon. Wieder durfte ich ihn begleiten, und die besondere Stimmung dieses Abends ist mir noch sehr gegenwärtig. Er las eine Novelle vor und beantwortete anschließend die Fragen, die ihm gestellt wurden. Wie schnell schuf seine leise Stimme, seine volle Zuwendung eine freie und wohltuende Atmosphäre! Die Studenten waren begeistert, und bevor wir uns trennten, sangen sie "Der Mond ist aufgegangen", das Lied, das der Dichter besonders liebte.

Vor dem Sommeranfang lud Ernst Wiechert Freunde und Bekannte zu einem Konzert auf dem Rütihof ein! Ich hätte schon früher erwähnen sollen, daß er nicht nur ein Haus gewonnen hatte, das so wunderbar zu ihm passte, sondern auch Nachbarn, die nicht besser hätten sein können. Ich erinnere

mich noch sehr gut an seine Freude, als er mir das erste Mal von ihnen erzählte: "Liebe, gute Menschen, Verwandte von Hermann Hesse, mit welchen er musizieren könne". Das schöne, stille Holzhaus, das an sein Land grenzt, stand ihm jederzeit offen, und die Musikabende wurden für ihn zu einer Quelle der Freude. Die Frau des Hauses spielte und unterrichtete Geige, ihr Mann spielte zweite Geige und ihr Schwager Cello. Ernst Wiechert, der eine große Liebe für Mozart hatte und besonders für das Klavierkonzert in B dur, übte es mit ihnen ein ... und als alles wunderbar klang, wurde zum Konzert eingeladen! Es wurde ein fröhlicher, beschwingter Abend. Hätte das Ereignis nicht mindestens den kleinen Saal der Tonhalle in Zürich gefüllt mit den Namen des illustren Dichters auf den Plakatsäulen? An jenem Abend wünschte Ernst Wiechert am Flügel nur das Larghetto vorzutragen, das ihm besonders lag. Die zwei Allegrettos am Anfang und am Schluss wurden von Marianne Gut, der jungen Frau von Ulrich Gut, gespielt. Und als der lebenswürdige Gastgeber am späten Abend seine Gäste verabschiedete, küsste er jeder Dame die Hand ...

Sommeranfang, der Phlox blüht, das Gras duftet, die ersten Erdbeeren reifen. Meine kleine Tochter bekommt ein Körbchen davon mit dem Gedicht:

*Un jeune lapin
dans mon jardin
a cueilli ces fraises.
Elles sont pour Sylvia, a-t-il dit,
la petite douce et chérie,
pour être toute bien aise.*

Noch in Deutschland hatte Ernst Wiechert geschrieben: "Mein Herz möchte Blumenstauden pflanzen und an den Seerosen sitzen, möchte alle Briefe beantworten, die zu mir kommen, nein, nicht alle, sondern die, die einen Trost erwarten. Nicht die, die eine Erklärung zu meinen Büchern verlangen. Und es möchte noch einmal still auf die Reise gehen und etwas bei denen verweilen, die ihm Liebe erwiesen haben. Das heißt, ich möchte die großen Schulden meines Lebens nicht mit meinen Büchern, sondern noch einmal mit meinem Herzen bezahlen."

Auf dem Rütihof gingen ihm seine Wünsche in Erfüllung: Er pflanzte viele Blumenstauden, die zum Teil heute noch blühen, pflanzte sogar ein Wäldchen, dessen Bäume immer höher in den Himmel reichen, saß bei den Seerosen, die ihm viel bedeuteten, und beantwortete viele Briefe, sogar die, die ihm keine große Freude machten und bereitete sich vor, nach Amerika zu reisen. Die Universität Berkeley in Kalifornien hatte ihn gebeten, drei Monate zu einer Gastprofessur zu kommen. Dies jedoch schien ihm zu lang, aber für einen Monat sagte er zu. Die für die Reise nötigen Impfungen ertrug Ernst Wiechert nicht gut, und es gab einige schwierige Tage. Er beschloss, zu Picard nach Caslano im Tessin zu fahren, um Rat zu holen. Der weise Mann tat ihm gut, beruhigt kehrte er zurück.

Max Picard hat in dem Büchlein "Bekenntnis zu Ernst Wiechert" einen Beitrag geschrieben, so kurz und reizvoll, daß ich ihn hier niederschreibe:

"Der Bote. Eines Tages im Frühjahr 1938 klopfte es an der Haustür, ich ging hin, und mir kam jemand entgegen, der halb als Pfarrer, halb als Laie angezogen war. Ich führte ihn in ein Zimmer, er blieb stehen und sagte: 'Kann ich hier offen sprechen?', und er schaute hierbei die Wände an. Ich nickte, und er fing an: 'Ich komme von Wiechert. Ich war vor fünf Tagen bei ihm, und er sagte diesen Satz: 'Sie werden mich holen, sie werden mich holen, und dann, wenn es geschehen ist, fahren Sie hin zu Doktor Picard und sagen Sie es ihm'.

Er stand immer noch da, den Mantel über den linken Arm, den Hut in der rechten Hand, nichts anderes als Bote war er, er war einer jener Boten, die schon Tausende von Jahren durch die schweren Geschicke der Menschen gehen. Dann setzte er sich und erzählte, weshalb Wiechert gefangen genommen worden war, und das weiß man ja. Nur wo ein Mensch mit innerer Kontinuität da ist, mit innerem Zusammenhang, wie Ernst Wiechert, da ist auch die Breite da, daß solche Boten den Raum haben, sich zu bewegen. Nur wo ein Mensch einen inneren Zusammenhang hat, da ist auch Raum für das Schicksal, daß es Raum habe, abzulaufen.

Dann gingen wir zum Essen. Ein gebratener Hecht stand auf dem Tisch, und der Bote sagte: 'Man soll vom Hecht, wenn er gebraten ist, auch die Haut essen, die Haut ist das Beste'. Diese leichte Art der Worte ist charakteristisch für den Ort, wo große Schicksale geschehen. Wo die großen Schick-

sale und die großen Geschehnisse sind, ist alle Sprache in diese großen Schicksale und Geschehnisse aufgesaugt, und was bleibt, sind solche leichten Worte als Reste. Man denke an Shakespeare, an die Art, wie gerade eine Nebenfigur bedeutend wird."

*

Diese leichte Art, Großes zu bewegen, lässt mich an den Nachmittag denken, an welchem Ernst Wiechert Theodor Gut traf. Gibt es etwas Schöneres als die Begegnung zweier Menschen, die durch ihre Gesinnung sich sehr nahestehen, ohne sich zu kennen? Theodor Gut, Nationalrat und in der Schweiz und über ihre Grenzen hinaus hochgeachteter Redaktor weltpolitischer Wochenschauen in der Zürichsee-Zeitung, saß am See in seinem schönen Garten, als Ernst Wiechert zu ihm geführt wurde ... und las Erasmus von Rotterdam. Ich werde nicht versuchen, die Freude der beiden über die gemeinsamen Kontaktpunkte zu beschreiben. Ich halte mich an die Freude, die Ernst Wiechert mir brachte, als er ausführlich von den Stunden am See erzählte und von dem Nachessen im Hause. Die Praxis meines Mannes und unsere Wohnung grenzten damals an die Zürichsee-Zeitung, wir waren mit Ulrich Gut befreundet und schätzten seine Eltern und seine Geschwister sehr. Und ich hatte mich auf den lang geplanten Besuch Ernst Wiecherts bei ihnen besonders gefreut. Lebhaft sehe ich die Tafelrunde vor mir. Theodor Gut, heiter und still nach innen gekehrt, seine Frau, eine begnadete Malerin, lebhaft und übersprühend von Begeisterung über den hohen Gast, die beiden Söhne, so verschieden wie Narziss und Goldmund, aber beide in ihrer Art den Büchern Wiecherts zugetan, und die Tochter, die unentbehrliche Sekretärin ihres Vaters, still beglückt und belustigt über das, was geschah. Vieles was später in "Missa sine nomine" Gestalt annahm, fiel an diesem Abend, Samenkörnern gleich, in fruchtbare Erde: die Erzählungen des Kutschers, die Gespräche im Schafstall, die Musikabende. Die Frau des Hauses hatte viele Wünsche und wusste sie dem Dichter nahezulegen: "Oh, Herr Wiechert, schreiben Sie in Ihrem nächsten Buch über die alten Zeiten!"

Aber bevor Ernst Wiechert an ein neues Buch denken durfte, mussten die Reisen bewältigt werden. Nach dem Monat in Kalifornien waren einige Tage in Holland geplant und drei Tage in Wien.

*

Stille Sommertage auf dem Rütihof. Die Freunde aus Küsnacht sind in den Ferien im Tessin. Wir gehen auch für einige Tage ins Engadin. Die Briefe Ernst Wiecherts verraten eine leise Verlassenheit, aber wie immer, wenn Unsicherheit aufsteigen will, ist die Arbeit da. Goethe kommt wieder ganz nah. Ernst Wiechert sollte in Amerika über ihn sprechen, er vertieft sich in die Bücher seines großen Vorbildes. Goethes Leitsatz " ... strenger Dienste tägliche Bewahrung" lebt wieder in diesen stillen Tagen und "daß wir um zweierlei bitten sollten: um große Gedanken und ein reines Herz".

Wir wissen nun um die Notwendigkeit vollkommener Ruhe vor einer Veränderung, und die Abreise nähert sich.

Am ersten August verbringen wir mit Ernst Wiechert einen glücklichen Abend auf dem Rütihof. Damals blieben die lärmigen Feuerwerke unseres Nationalfeiertags noch in den größeren Dörfern, und nur die Feuer auf den Höhen und fernes Leuchten umrahmten unsere stillen Gespräche.

Am 10. August, frühmorgens, begleitete ich Ernst Wiechert mit dem Zug nach Zürich, wo der Autobus ihn zum Flugplatz mitnahm. Ich sehe noch sehr deutlich vor mir sein stilles, liebes Gesicht, das mir Mut zusprach und zugleich selbst des Trostes bedurfte. Fliegen war nicht seine Welt, aber er wusste, daß er behütet sein würde.

*

Ernst Wiechert hat selber einen längeren Artikel über seine Reise geschrieben, der im September 1949 in der Zürichsee-Zeitung erschien. Aber den Artikel von Dr. Albert A. Ehrenzweig, Professor an der Staats-Universität von Kalifornien in Berkeley (ehemals Richter und Privatdozent in Wien), möchte ich gern hier niederschreiben.

"Dreitausend Meilen jenseits des großen Meeres leben Tausende, Hunderttausende, denen die deutsche Sprache die Sprache ihrer Träume geblieben ist, auch wenn ihr Mund sie nicht mehr spricht, denen die Augen feucht werden, wenn der Duft einer einsamen Tanne sie anrührt, deren Herzen Flügel wachsen, wenn von fernher zu fremden Lauten ein deutsches Lied erklingt.

Dreitausend Meilen jenseits des großen Meeres leben Tausende, Hunderttausende, die vor lebenslangen und doch kaum gelebten Jahren mit zerfallendem Herzen die Heimat flohen, und deren Tage und Nächte voll sind von der großen Sehnsucht.

Zu diesen Menschen ist Ernst Wiechert gekommen, ein deutscher Dichter, der durch die Fremdheit und Feindheit der Tausend Jahre in der Heimat geblieben war, und den darum in der Heimat und jenseits des großen Meeres Fremdheit und Feindheit zu treffen drohten. Wohl gab es keinen, der nicht wusste, daß Wiechert keinen Teil daran hatte, daß er - wie Vasudeva in der Legende vom 'Weißen Büffel' - gesagt hatte, er werde das Recht nicht um sein Leben verkaufen. Aber den Tausenden und Hunderttausenden, dreitausend Meilen jenseits des großen Meeres, war angst geworden vor dem Land und den Menschen, ihrer Sprache, Träume, Tannen und Lieder - bis Ernst Wiechert zu ihnen kam.

Er hätte ihnen von Goethe erzählen sollen, dem großen Deutschen, den die Welt nun feiert, um das Große im Deutschen wieder ehren zu dürfen. Aber er sprach nicht von Goethe. Da waren die vielen anderen, die das konnten. Aber was keiner konnte, das hat Ernst Wiechert getan. Er sprach vom großen deutschen Leid, von der alten Frau, der sie die Schuhe stahlen, während zwei Männer sie in den überfüllten Eisenbahnwagen heben wollten, von dem Heimatdorf, dessen Bewohner, alle sechshundert, freiwillig ihr Leben auf dem Friedhof endeten, weil sie ihr Dorf nach seiner Schändung nicht überleben konnten. Er sprach von dem jungen deutschen Menschen, der sein Gesicht verloren hat; aber er sprach auch von dem jungen deutschen Menschen, der sein Gesicht sucht, und dazu die Liebe braucht, die Liebe Englands und Amerikas, die Liebe der ganzen Welt. In dieser Stunde hat Ernst Wiechert mehr für Deutschland getan als die vielen vor ihm mit Klagen um die Not und Anklagen gegen die Nötiger.

Gestern hörte ich Ernst Wiechert eine kleine Geschichte lesen. Da stand er still vor einem Saal, der übertoll von Menschen war, weit über die offenen Türen hinaus, von Menschen, die gekommen waren mit der Angst vor der deutschen Fremdheit und Feindheit, manche von ihnen mit dem Groll, ja mit dem Hass gegen das Deutsche, das ihnen Väter, Mütter und Kinder genommen hatte. Sie waren gekommen, weil sie Wiechert's Bücher liebten, seine

Wälder und seine Menschen, die eine Sprache sprechen, die noch niemand gesprochen hat, und die uns doch so nah ist, weil sie die Sprache unseres tiefsten Herzens ist. Sie waren gekommen, um den Mann zu sehen, der ihnen das gegeben hat. Aber sie waren kalt und doch wohl ein wenig feindlich. Da begann der Mann zu reden. Still war sein Gesicht, still waren seine Hände - und unser Herz stand still. Er lächelt nicht; denn er hat nichts zu verbergen. Aber seine Trauer schenkt den Frieden der Fröhlichkeit - wie eine Bach'sche Fuge in schwingender Starre und siegender Reinheit. Wiechert las uns seine neue Erzählung 'Die Mutter' ... Als die Mutter aus dem Zuchthaus heimkommt, aus dem amerikanische Soldaten sie befreit haben, da findet sie ihren Sohn verhaftet von anderen amerikanischen Soldaten, weil er seine Mutter den Mördern verraten hat. Sie spricht zu ihrem Sohn, und nach wenigen stillen Worten weiß sie, daß er namenlos gelitten hat um seine Schuld.

Als sie - mit der großen Wahrheit einer kleinen Lüge - den Sohn von ihren Befreiern erbittet, da fassen wir das tragische und doch so unendlich versöhnende Geheimnis von Recht und Gericht. Ihre anderen Kinder haben des Bruders Schuld verraten. Die Soldaten zechen fröhlich, 'während sie zu Gericht sitzen'. Sind sie weniger schuldig als der Schuldige? Und wenn sie es nicht sind, wo ist das Ende der Sühne? Muss nicht die Liebe der Mutter, muss nicht die Liebe Gottes, die Liebe der Menschheit der Sühne ein Ende machen?

Was tausend Bitten, tausend Bücher vergebens fordern - ein neues Beginnen - das hat Wiechert uns gegeben, und das wird er Unzähligen geben, den Richtern und den Gerichteten, die seine Worte lesen und hören dürfen. - Wenn er nur wiederkommt! Wir brauchen ihn so, wie ihn seine Heimat braucht."

*

Ja. Ernst Wiechert ist wieder da. Er schreibt mir: "Es ist ein Glück ohnegleichen, daß ich wieder da bin, daß ich Deine Glocken höre, daß der Frieden des Hauses mich wieder umfängt ..."

Aber Anfang Oktober wird er in Holland wieder erwartet: Lesungen in Den Haag, Nimwegen, Presse-Empfang in Amsterdam und am Abend Lesung in der Aula der Universität ... Groningen, Arnheim. Aus drei Tagen sind fünf geworden. Er schreibt: "Alle sind gut zu mir, aber ich bin sehr müde und habe auch Schmerzen genug, aber es ist stiller als in Amerika, und am schönsten ist es am Meer."

Noch zwei Tage in Wien, die die letzten Kräfte erfordern. Immer sind Menschen da, gute Menschen, die dankbar sind für sein Kommen, die ihm Liebe zeigen und schenken. Und es war in seinem Plan, soviel zu geben, wie es ihm möglich war.

*

November 1949. Schlimme Tage, Ernst Wiechert liegt viel, muss die Schmerzen mit Tabletten bekämpfen. Sein Arzt, Dr. Siegfried in Ürikon, ist ein Freund geworden, er tut für ihn, was möglich ist, umsorgt ihn, ist jederzeit für ihn da. Auch seine Freunde und Nachbarn tun für ihn, was sie können.

Ende November, aus einem Brief: "Ich bin nicht verzagt. Ich fühle immer mehr, daß auch diese Schmerzen ihren Sinn haben und daß sie alle da sein müssen, damit sich das Buch aus den Schmerzen heraushebt und ein ganz geläutertes Buch wird. Und jeden Tag gibt es beim Nachdenken eine neue Szene, oder ein Gespräch, oder nur ein Wort, und so ist es gut, noch ein bisschen zu warten und Geduld zu haben."

Irgendwo in "Jahre und Zeiten" hatte Ernst Wiechert geschrieben: "Ich weiß nicht, ob ich noch ein Buch schreiben werde. Wenn ich mein Gewissen frage, so werde ich es tun müssen bis zur letzten Stunde."

Ja, ein Buch, die Idee eines Buches, hatte ihn schon den ganzen Sommer getragen.

Am 6. Dezember bekomme ich das erste Kapitel der "Missa sine nomine". "Dies ist mein kleiner Samichlaus ...", schreibt er dazu. Ungefähr 15 Blätter, die 30 Buchseiten entsprechen, in seiner winzigen Schrift geschrieben, ganz ohne Korrektur, aber jetzt ist mir die Schrift vertraut, und ich freue mich sehr.

Am 14. Dezember bekomme ich das zweite Kapitel. Ernst Wiechert schreibt dazu: "Heute habe ich 5 Seiten geschrieben und die Seite 60 erreicht."

Sobald Ernst Wiechert ein Buch schreibt, lebt er in einer anderen Welt, und diesmal erlebte ich selbst, was ich in "Jahre und Zeiten" gelesen hatte:

"Ich bin zufrieden, wenn ich fünf Manuskriptseiten am Tage geschrieben habe, und das ist in meiner winzigen Schrift mit vierzig Zeilen auf der Seite genug. Und ich schreibe regelmäßig. Ich dulde keine Unterbrechung, und ich habe ein bedrücktes Gewissen, wenn einmal ein Tag ohne eine Seite vergehen muss. Ich schreibe langsam, und ich verbessere fast nichts. Um acht Uhr abends fallen mir die Augen zu, und ich gehe schlafen. Während der ganzen Monate, die ich an einem Buch schreibe, bin ich in dem halbdunklen Schwebezustand zwischen Glück und Unglück. Die Grenzen meiner Begabung sind mir klar, und ich fühle sie schmerzlich genug. Ich bin besessen von der Arbeit, und ich merke, daß sie mich verzehrt."

Jetzt, auf dem Rütihof, in diesen letzten Wintermonaten, beim Schreiben seines letzten Buches, hält er sich trotzdem an seine festen Maßstäbe. Abends um 7 Uhr schon geht er schlafen, fängt zu arbeiten an, wenn er von selbst erwacht, so gegen 1 Uhr, 2 Uhr in der Nacht, schreibt bis zum Morgengrauen, schläft nachher wieder fest. Und so Woche um Woche.

Vor Weihnachten bittet mich Ernst Wiechert, ihm einen Christbaum zu bringen, so dicht, daß ein Hase sich unter den Zweigen verstecken könnte. Wir stellen ihn vor dem großen Kamin auf, zünden einige Kerzen an, nur wenige, so hat er es am liebsten, und sitzen eine kurze Stunde vor dem Kamin. (War es nicht gestern? 1949 ... 1989?)

Wir ahnen wohl beide vieles, was sich nicht sagen lässt. Ich weiß um seine fast stetigen Schmerzen und um das Feuer, das in ihm brennt. Die Gestalten seines Buches sind um ihn, wirklicher als wir es sein können, und wenn er zwischen zwei Seiten eine Pause einlegt, fallen ihm Verse zu. Ich hatte

gehofft, daß dieses letzte Buch den ganzen Frieden vom Rütihof einfangen könnte, die Verwirklichung des Ersehnten, und ich war ein wenig traurig, daß darin der Krieg noch so nah war. Erst viel später verstand ich, daß dies Buch ihm die letzte Überwindung aller Schmerzen, aller Schatten bedeutet hat.

Letzter Tag des Jahres. Wieder sitzen wir eine kurze Stunde zusammen am Kamin, still, sehr still.

*"Das Jahr geht nun zu Ende,
die Welt ist mir verschneit,
doch ist das Herz mir stille
wie in der Kinderzeit.*

*Auf allen dunklen Wegen
seh' ich des Engels Licht,
mir ist mein Sein behütet,
ich ängstige mich nicht."*

Er spricht sich selber Mut zu. Er weiß, daß schwere Tage vor ihm stehen. Die Schmerzen lassen ihn keinen Tag vergessen, daß ... "das Harz ins dunkle Moos tropft". Und das Buch muss geschrieben werden.

Wie sehr hat es mich bewegt, später, als ich in den letzten Liedern das Gedicht fand:

*Wir wollen still beginnen
das neue, dunkle Jahr,
das alte hat gegeben,
was süß und bitter war:*

*Es hat uns tief gezeichnet
wie einen Baum im Wald,
und ferner, immer ferner,
die helle Axt noch hallt.*

*Noch gehn durch unsre Kronen
die Winde fern und groß,
doch tropft aus unsren Zeichen
das Harz ins dunkle Moos.*

*Nun wird es sich erweisen,
wie tief die Schneide schlug,
und ob das alte Jahr uns
die letzten Früchte trug.*

*Noch nisten stille Vögel
in unsrer grünen Welt ...
o lass die Jungen singen,
bevor die Krone fällt!*

So oft haben wir in den Büchern, in den Gedichten Ernst Wiecherts den "Dichter" erlebt, und doch beugen wir uns stille, voll Ehrfurcht und Ergriffenheit vor der Kunst, das Unsagbare so treffend in Worte zu kleiden.

Januar. Ernst Wiechert lebt so tief in seinem Buch, daß die Sonne durch die großen Südfenster hineinscheint ... und die Schmerzen in den Ecken des Raumes bleiben. Am 1. Februar bekomme ich den umgearbeiteten Schluss des 10. Kapitels und das 11. Am 10. Februar das 12. Kapitel mit den Worten: "Nun schließt sich alles langsam zum Ende zusammen, einem guten Ende. Ich schreibe ja längst nicht mehr 'für alle'. Ich schreibe nur für diejenigen, die noch ein Ohr und ein Herz dafür haben" ... und am Schluss der kleine Nachtrag: "Der Rücken tut weh, aber das Herz ist fröhlich."

Wie dankbar bin ich, daß das Buch doch geschrieben werden konnte! All die Gestalten, die Gespräche, die Bilder, die von Monat zu Monat mehr Wirklichkeit wurden, haben ihn getragen. Am 25. Februar bekomme ich die Kapitel 13 und 14 ... "Ich habe so große Schmerzen".

Und am 1. März kommt das letzte Kapitel mit den zwei Dürerschen Engeln, die ihre Freude oder ihre Botschaft fröhlich in den Himmel hinaufschicken. "Was auf der Tafel steht, heißt 'Finis'. Es ist das Ende dieses Buches, aber nicht das Ende der schönen, stillen Welt, die ich im Herzen trage, und aus der das Buch geworden ist. Kein Buch in meinem Leben ist so unter Schmerzen geschrieben worden wie dieses, aber auch keines so, bei dem ich die Schmerzen so gesegnet habe, keines, in das ich so vertraut war, wie in dieses. Und in meiner stillen Welt war es mir so unendlich schön, daß Du am Samstag noch einmal mit Deinen Kindern da warst. Wie ein Glanz aus einer andern Welt, und ich darf zu Hause sein in ihr."

März. Die Krokusse in der großen Wiese fangen zu blühen an. Jeden Tag leuchten neue Farben auf. Sein Wäldchen erwacht. Unter den Bäumen heben sich blaue und weiße Sternchen zum Licht. Wir haben im Herbst vieles gepflanzt. Alles ist Versprechen, und mit der Überwindung der Schmerzen, mit der Vollendung seines letzten Buches hat Ernst Wiechert zugleich die Unvergänglichkeit des Lebens errungen. Der letzte Satz in "Missa sine nomine" lautet: "Er benannte es nicht so, und seine Lippen formten kein Wort dafür. Aber sein Herz schlug ihm so still und gewiss, als wenn er es so benennen könnte."

16. März. "Ich höre langsam auf, an meinen Körper zu denken und seine Schmerzen. Ich denke nur daran, mein Herz ganz still und hell zu machen, damit Du eine Heimat hast."

Jeden Samstag, manchmal nur jeden zweiten, sehe ich Ernst Wiechert eine kurze Stunde, aber jede Woche bekomme ich von ihm einen Brief. In seinem Buch "Vom Trost der Welt", das ich das Glück habe, in einer Übergroßen Ausgabe mit schönen gotischen Buchstaben zu besitzen (Werkstatt für Buchdruck, Mainz), schrieb Ernst Wiechert im Jahre 1938:

"Für jeden nachdenklichen Menschen kommt einmal der Zeitpunkt, an dem er, gleichviel aus welchen Gründen, die Notwendigkeit verspürt, sein Hab und Gut einer Prüfung zu unterziehen und zu bedenken, was er nun mit sich nehmen möchte, wenn er einmal gezwungen wäre, in eine große Einsamkeit zu gehen oder auch nur sich im beschränktesten Räume des Lebens für eine unabsehbare Zeit einzurichten."

Für mich sind die Briefe Ernst Wiecherts mein größter Schatz, und ich glaube, daß jeder, der je auch nur einige Zeilen von ihm bekam, sie auch so hütet. Es geht eine seltsame Ausstrahlung aus seiner klaren winzigen Schrift, als wäre jedesmal sein ganzes Herz darin.

25. März. "Ich denke nicht mehr darüber nach, wie es Ostern sein wird, oder im Sommer, oder beim Umzug in das neue Haus" (das Haus, das wir in seiner Nähe bauen), " ich lebe nun ganz still in der Gegenwart."

Dies steht in einem langen, schönen Brief. Daß es der letzte sein würde, ahnte ich noch nicht. Es war nun Frühling geworden, überall grüne Knospen, leuchtende Punkte im grünen Gras. Ernst Wiechert wurde immer verklärter, ein mildes Licht war um ihn. Und später lasen wir, bewegt, in den "letzten Liedern" seine letzten Verse:

*"Mir ist, als ob ich strahlend stände
schon jenseits Urteil und Gericht,
und wo mein Weg sich immer wendet:
ich schreite wie ins Sternenlicht."*

Schön wäre es gewesen, so hinüberzugehen, ein milder Tod. Einzutauchen in die Worte Goethes, die ihn als jungen Menschen so berührt hatten: "Der du von dem Himmel bist ...". Ebenfalls im "Troost der Welt" schrieb Ernst Wiechert darüber:

"Hier war gesagt, was ich selbst zu sagen mich so leidenschaftlich und vergeblich bemüht hatte, und das Wesen der Gnade ging mir leuchtend[^] auf, die darin bestand, das Unvergängliche auf eine unvergängliche Weise sagen zu können."

Nun, wir wissen, daß gerade dies Ernst Wiechert später gelang, immer wieder, und daß dieses Gelingen ihn, im wahrsten Sinn des Wortes "unvergänglich" macht. - "Könnte jemand vergehen, an dem die Liebe teilgenommen hat?" ... dies ist sein letzter Satz im Buch "Vom Trost der Welt".

Aber sein Weg war noch nicht zu Ende, der Kelch des Leidens noch nicht leer.

Am 28. März, morgens um 9 Uhr, bekam ich einen Anruf Ernst Wiecherts: Er sei gelähmt, von den Füßen herauf bis zur Taille. So sei er aufgewacht und habe sich in einer Stunde Arbeit auf den Armen zum Telefon geschleppt. Ja, der Arzt sei in letzter Zeit fast jeden Abend bei ihm gewesen und habe ihm am Abend vorher eine Spritze gegen die Schmerzen gegeben. Ja, nach Küsnacht habe er zuerst angerufen, und die Freunde würden sofort kommen. Er gebe mir Bericht, sobald er wisse, was mit ihm geschieht. - Qualvolle Stunden. Stilles Beten. Am Nachmittag wurde mir mitgeteilt, daß er sich in der

Krähenbühl-Klinik in Zürich befinde und von Prof. Krähenbühl selber operiert worden sei. Alle bemühen sich um ihn, ich solle am nächsten Tag kommen.

An diesem Nachmittag, einen Tag nach der Operation, war Ernst Wiechert noch sehr schwach, fiebrig und elend. Er drückte auf sein Herz die Jacke, die ich ihm zu Weihnachten gestrickt hatte. Ich durfte nur einige Minuten bleiben. Am Tage darauf lag er in einem sehr großen, schönen Raum, sah viel besser aus, war ruhig und gefasst. "Ob es mir möglich wäre, jede Nacht bei ihm zu bleiben? Der Arzt möchte gern, daß er nicht allein sei, und ihm wäre es ein großer Trost." Er wusste, daß ich still sein kann, nichts fragen, nichts wissen wollen, einfach da sein. Wie oft hatte er in seinen Briefen geschrieben: "Du willst nichts von mir, so wie ich bin, so bin ich gut für Dich". So wenig wusste ich von seinen Beziehungen zu den anderen Menschen, die ihm nahestanden.

Wie durch ein Wunder wurde es mir möglich, seinen Wunsch zu erfüllen: Eine Nichte aus Genf war bereit zu kommen, meine vier kleinen Kinder zu betreuen, wenn ich nicht da sei. Und so war ich einen Monat lang über Nacht bei Ernst Wiechert. Seine Frau war gekommen, sie sah ihn am Tage, die Freunde aus Küsnacht auch.

Wenig ist zu schreiben über diese Nächte. Als ich kam, so gegen 9 Uhr abends, gab mir Ernst Wiechert die Briefe des Tages, die er mir anvertrauen wollte. Bei einigen bat er mich, sie nicht zu öffnen, sie aber zu mir zu nehmen, bei anderen wünschte er, daß ich sie frei beantworte, vor allem die Briefe aus Amerika, Holland, Wien. Manchmal ging ich zuerst zum Telegrafienamt und gab auf, was nötig war. Wie viele Frauen wären gern zu ihm geflogen in diesen Wochen! Später lag ich still auf der Couch. Er schlief meistens, wir sprachen wenig. Es war gut so.

Am 1. Mai durfte Ernst Wiechert auf den Rütihof zurück. Wir hatten für ihn zwei Krankenschwestern gefunden, eine für den Tag, eine für die Nacht. Sein Bett wurde in den schönen, großen Raum vor das Fenster gestellt.

Ich half noch seiner Frau, ein Stübchen in der großen Scheune einzurichten. Aber sie schlief dort nur eine Nacht. Die guten Nachbarn, die auch Lilje Wiechert sehr in ihr Herz geschlossen hatten, gaben ihr ein schönes Zimmer in ihrem Haus, umsorgten sie, waren gut zu ihr.

Ich sah Ernst Wiechert nur noch ein einziges Mal. Am 18. Mai, an seinem Geburtstag. Er hatte selber angerufen und mich gebeten hinaufzukommen. Alle waren um sein Bett. Er hielt still meine Hand, sagte, es sei alles gut, ich solle mich nicht sorgen. Oft ging mein 7jähriger Sohn, wie ein stiller Bote, zum Rütihof, brachte Blumen, kleine Briefe.

Hier erlaube ich mir, aus dem schönen Artikel, den Ursula Wartenweiler zum 25. Todestag des Dichters schrieb, die Lücke der letzten drei Monate zu füllen.

"Er ertrug die Schmerzen klaglos und gelassen, für jede kleine Freundlichkeit seiner Umgebung von Herzen dankbar. Es kamen viele Besucher von überall her, die ihm ihre Liebe brachten, jeder auf seine Weise.

Es kam der befreundete Maler, der wenig sprach und dessen verzehrender Trösterwille doch den ganzen Raum erfüllte.

Es kam das einfache ehemalige Dienstmädchen, das voller Scheu unter der Tür stehen blieb mit seiner bescheidenen Gabe. Erst als der Kranke langsam den Kopf zur Tür wandte und freundlich sagte: "Nun, Bettychen?" löste sich der Bann, die Tränen rollten ihr über beide Wangen und verdoppelten die Wärme des Mit-Leidens.

Es kam die naive Dame, starke Kettenraucherin, die Wiechert anvertraute, sie hätte dem lieben Gott versprochen, hinfort auf alle ihre Zigaretten zu verzichten, wenn er dafür den Dichter gesund mache. Er lächelte unmerklich und sagte dann sehr weich, daß man mit dem lieben Gott keine Geschäfte dieser Art abschließen könne ...

Es kam der hochgewachsene weißhaarige Professor aus Genf mit dem kühnen Profil, der ein sehr schweres persönliches Schicksal mit ergebener Weisheit trug. Er neigte sich über den Kranken und küsste ihn feierlich auf die Stirn, wissend, daß beide zugleich vom Freunde und von der diesseitigen Welt Abschied nahmen. Der ehrwürdige Genfer ging wenig später gleichfalls in den Seinsgrund ein.

Es kam Max Picard, ein paar Blütenzweige in den ungeschickten Händen haltend und scheinbar sorglos eine lustige Geschichte erzählend, dieweil die Tränen über seine Backen rannen und die Geschichte Lügen strafte ...

Es kam ein langer Zug von Menschen, die ihm ihre Zuneigung in allen Formen und Schattierungen auf die Bettdecke legten, und der Kranke erspürte jedesmal intuitiv das Fluidum des Gebers und gab seinem Dank die gemäße Form. So mögen es wohl wenige gewesen sein, die nicht selber beschenkt und ohne Andacht das stille Krankenzimmer verlassen haben.

Eines Nachts verglühte das brennende Herz ohne Laut, wie ausgelöscht vom Tau der anbrechenden Morgenfrühe. Für uns alle aber, die ihn gekannt und ihm nahegestanden haben, gilt das schöne Wort aus dem "Einfachen Leben": "Zu den Liebenden kommt alles zurück, Kind, auch die Toten", und bewährt sich die Aussage aus den "Furchen der Armen": "... Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß die Toten fortgehen. Keiner geht weniger fort als die Toten. Viel eher die Lebendigen ..."

*

Ulrich Gut teilte mir am 24. August mit, daß Ernst Wiechert eingeschlafen sei. Welche Erlösung! Später teilten mir die Nachbarn mit, daß seine Frau ihm wieder ganz nah gekommen sei. Wie gut es tat, dies zu hören!

Eine stille Abdankung wurde auf dem Rütihof gehalten. Dr. Siegfried sprach. Die Urne wurde zuerst im "Wäldchen" begraben, nachher kam sie auf Wunsch von Frau Wiechert auf den Friedhof in Stäfa, damit das Grab allen zugänglich sei. Seit 1950 schläft der Rütihof seinen Dornröschenschlaf. Alles wird gut unterhalten. Die Blumen, die Ernst Wiechert liebte, blühen jeden Sommer, vor der Tür, auf der kleinen Altane, um den Nussbaum im Hof. Die Freunde aus Küsnacht, denen das Haus gehört, möchten alles so lassen ... ein heiliger Ort. Auch diesem Wunsch muss man sich beugen.